

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 29

Buchbesprechung: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hundebluck. „Sie werden mir nicht glauben, aber ich ver-
kohle Sie wirklich nicht: eine Schuppe vom Schwanz hat
er drin vom ersten Hai, den er gefangen hat. Soll ein Amulett
gegen Taifune sein, sagt er. Ob er's selbst glaubt, weiss ich
nicht. Tragen tut er's aber jedenfalls immer.“

Betje schwang sich wieder auf ihren Hocker. „Starken
Kaffee und Sodawasser“, befahl sie Herrn Takkür, nahm
Lens' Glas und trank es selbst aus. Der Steuermann hätte
sich gewundert, hätte er gewusst, dass das erst ihr zweiter
Fizz war. „Jetzt wird nichts mehr getrunken“, erklärte sie
unerbittlich. „Mein Onkel und Ihr Kapitän müssen bald
kommen.“

Herr Takkür, der Inder, war ein moderner Mann, der in
keiner Weise aufzufallen suchte. Seinen heimischen Turban
— er stammte aus der Gegend um Peschawar, wo die fanati-
schsten aller fanatischen Mohammedaner Indiens zu
Hause sind — hatte er längst abgelegt und wies, allen Ge-
boten des Propheten zuwider, der Welt seinen blossen
Scheitel: eine wunderbar gerade und weiss in blauschwarzem
Haar stehende Linie. Er trug ein modisch gestutztes schwar-
zes Bärtchen auf der Oberlippe; seine Kleidung war makel-
los weiss, und wenn er die silbernen Shaker betätigte, rutsch-
ten krachend gestärkte Manschetten mit schöngeschnitzten
Jadeknöpfen aus den Jackenärmeln. Herr Takkür sprach
englisch wie ein Oxford-Student, holländisch wie ein Re-
gierungsrat aus dem Haag, arabisch wie ein Schüler der
El-Ahzar, malaiisch wie einer der hundert Sultansöhne von
Djakjakarta. Lediglich im Chinesischen war er schwach,
doch die Probleme der gelben Himmelssöhne interessierten

ihn wenig. Diese Sprachstudien hatten sein Talent, Ge-
sprochenes, ohne es zu hören, fast wörtlich von den Lippen
der Redner zu lesen, zur Vollkommenheit entwickelt; man
darf sagen, dass Herr Takkür einer der besten Lauscher
von Insulinde war. So waltete er zwischen zahllosen bunt-
gefärbten, abenteuerlich geformten Flaschen mit Inhalten,
die der Prophet samt und sonders seinen Gläubigen ver-
boten hat, und kümmerte sich scheinbar um keinen seiner
Gäste besonders.

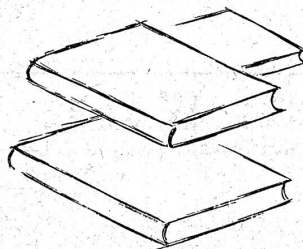
Somit kümmerte Herr Takkür sich auch durchaus nicht
um das Quartett, das aus de Witt, van der Stappen, Lens
und dem Mädchen Betje bestand und alsbald vier neben-
einanderstehende Hocker besetzt hielt. Während sich die
Bar mählich füllte und es lauter wurde, fand er immer wieder
Zeit, zu einem Eckchen zurückzukehren, das anscheinend
sein Büro vorstellte, und geheimnisvolle Zeichen auf dünnes
Überseepapier zu kritzeln. „Er führt mein Konto“, mur-
rte Lens, „ich wollte, die Bude würde ihm abbrennen. Er
müsste gewaltige Verluste haben.“ Er schwang den Würfel-
becher, mit dem sie die nächste — und, wie Betje erklärt
hatte, unwiderruflich letzte — Runde ausknobelten, und
sperrte die Augen auf. Als dann stiess er ein unartikuli-
ertes Gebrüll aus. Das knöcherne Geklapper der Pokerwürfel
hatte damit geendet, dass sie fünf Asse wiesen.

„Ich gratuliere, Steuermann“, sagte Herr Takkür wür-
dig. „In meiner Bar ist das erst dreimal geworfen worden.
Runde für alle?“

„Runde für alle. Und anschreiben“, brüllte Lens.

„— und anschreiben“, wiederholte Herr Takkür unbe-
wegt und machte sich daran, eine Runde Brandy für die
ganze Bar auszuschenken. (Fortsetzung folgt)

NEUE BÜCHER



Karl Grunder: «Bärewirts Töchterli».
Historisches Dialektstück in 5 Akten. 5.
Auflage in neuer Fassung. Verlag Buch-
handlung zum Zytglogge, Bern.

Vor etwa 80 Jahren schrieb der ber-
nische Volksschriftsteller Arthur Bitter
(Samuel Haberstück, 1821—1872) die Erzäh-
lung vom hochfahrenden Signauer Land-
vogtssohn, der dem Töchterlein des Bären-
wirts in sündiger Leidenschaft nachstellte
und dem der Untergang des alten Bern die
gerechte Strafe brachte, während das Wirts-
töchterchen seine treue Liebe durch die
Wiederkehr des ehrenfesten Fritz belohnt
sah. Bitters Erzählung (auf die sich Grun-
ders Dialektstück in den Hauptzügen
stützt) hält allerdings vor der historischen
Kritik nicht stand. Sie ist ein Tendenz-
wächs, gesprosselt auf dem Boden der lei-
denschaftlichen Parteikämpfe des jungen
demokratischen Staates. Der letzte Land-
vogt von Signau, Beat Emanuel Tschärner
— aus einer Patrizierfamilie, die den Ruf
besonderer Rechlichkeit und Leutseligkeit
genoss — hatte einen einzigen Sohn, der
1798 erst siebenjährig war; er hat sich spä-
ter als Professor der Physik einen ange-
sehenen Namen geschaffen. — Und doch
kann Arthur Bitter seine Geschichte wohl
nicht schlankweg erfunden haben. Denn
wenige Jahre vor dem Übergang heiratete
eine Signauer Wirtstochter einen Schreiber
im Schlosse... und hier dürfte wohl der
Ursprung der Sage von den heiklen Liebes-
fäden, die Wirtshaus und Schloss verbun-
den haben sollen, zu suchen sein.

Grunders Stück kann, wie wir sehen,
nicht Anspruch darauf erheben, dass man

es als Zeitbild werte, als Schilderung der
Verhältnisse und Zustände, die zum «Über-
gang» führten. Den Bruch zwischen Patri-
ziat und Landvolk erzeugten nicht Miss-
wirtschaft und Tyrannei (über solche Dinge
hat sich 1798 wohl kaum jemand mit Fug
und Recht beklagt!), sondern die Hilf-
losigkeit der Friedenspartei gegenüber der
gerissenen französischen Propaganda und
der fünften Kolonne. Die patrizischen Ver-
fechter des Wehr- und Durchhaltewillens,
wie er uns heute selbstverständlich ist,
standen fast durchwegs im Felde bei der
— aus guten Gründen immer misstrauischer
werdenden — Truppe und konnten in die
Regierungspolitik nicht mehr aktiv ein-
greifen.

Aber: steht auch das Stück «Bärewirts
Töchterli» historisch auf schwachen Füßen,
so hat es in anderer Hinsicht grosse, man
möchte sagen einmalige und unsterbliche
Verdienste. Und mit vollem Recht feiert es
seit 40 Jahren immer wieder Triumphe, ist
es über 1000mal aufgeführt worden und ging
es im Siegeszuge über die Bühnen zu Land
und Stadt, weit über die schwarz-roten
Grenzpfeile hinaus. Denn es ist das älteste
Mundartstück mit heimatgeschichtlichem
Stoff. Karl Grunder, der älteste lebende
Pionier des Mundarttheaters, hat es als
Dreihundzwanzigjähriger geschrieben. Und
das war eine mutige Tat. Denn damals be-

herrschten das schaurige Ritterdrama, die
einfältige Posse, das süsslich-pathetische
Heldentum (Zweititelstück!) das Volks-
theater. Demgegenüber erschien mit «Bäre-
wirts Töchterli» guter Heimatschutz, der
sich durchsetzte und freie Bahn schuf für
die hochwertige Mundartbühne, um die man
uns Berner heute beneiden darf.

Die neue Fassung hat eine straffere,
konzentriertere Handlung, weniger Senti-
mentalität und mehr Lebensnähe, dazu ein
plastischeres, bildhafteres Berndeutsch. Ein
kundiger Regisseur wird ohne Schaden da
und dort den Stoff noch ansetzen können
und beispielsweise am Schlusse die An-
sprache Christens und das anschließende
Chorlied streichen. Auf jeden Fall aber
wird «Bärewirts Töchterli» weiterhin ein
Zugstück im besten Sinne dieses oft mis-
brauchten Wortes bleiben. Es gehört zu
den Klassikern der bernischen Mundart-
dichtung. C. L.

Tennis lernen! Schule des Tennisspiels. Von
Hugo de Senarclens, Dozent für Tennis
an der ETH. — 192 Seiten 15×23 cm. Mit
238 Photos und Skizzen. — 1944, Zürich,
Albert Müller Verlag, AG. — Geh. Fr.
13.—, geb. Fr. 16.—.

In diesem Buche hat der Verfasser, Do-
zent für Tennis an der Eidg. Technischen
Hochschule, Verbandstrainer des Schwei-
zerischen Tennisverbandes und Schweizer
Professional-Hallenmeister 1936, seine ei-
gene Entwicklung als erfolgreicher Ama-
teurspieler und seine mehr als zehnjährige
Erfahrung als bewährter Trainer verwertet.

Im logischen Aufbau des Stoffes und in
der Gründlichkeit der Beweisführung ist
dieses Standardwerk einzigartig. Man spürt
aus jeder Zeile, dass es von einem Manne
geschrieben wurde, der selbst als Spieler
mit dem Tennis lebt und der in diesem
Sport nicht nur ein Lehrfach, sondern sein
Lebensziel gefunden hat.